

## Von Avila nach Cordoba

Ein kleines Mißgeschick, wie es zum Reisen nun einmal gehört, bringt mich um die Fahrt nach Alba de Tormes. Ich bedaure es sehr. Ist doch das abgelegene Städtchen der Ort, wo die hl. Theresia ihr Leben beschloß. Es wäre mir nicht einmal vorab darum gegangen, dort ihre Reliquien zu verehren, die ein kostbarer Schrein versiegelt bewahrt; ich wollte ihrem Geiste begegnen, dem man sich an der letzten irdischen Stätte näher glauben mag als anderswo. Aber ich suchte mich zu trösten. Alba de Tormes war für Theresia nicht der Sterbeort ihrer Wahl. Sie wollte heim nach Avila. Wo ihre Wiege gestanden — die Wiege auch ihres geistlichen Lebens und des erneuten Ordens —, da sollte auch ihr Grab sein. Nur die eindringlichen Bitten des mächtigen Herzogs von Alba vermohten sie zum Bleiben. So ist also doch Avila die Stadt der großen Heiligen.

Ich war ein wenig gespannt, welchen Eindruck die Bergstadt machen würde. Denn im Geiste hatte ich schon längst ein Bild von ihr. Es war etwas von jener Spannung, wenn man nun Personen lebhaftig gegenüberstehen soll, mit denen man geistig schon lange verkehrt hat. Sicher würde ich im altersdurchfurchten Antlitz der Stadt Züge ihrer größten Tochter entdecken. Theresia spricht zwar in ihren Büchern nicht viel von ihrer Umwelt; aber wem diese unvergleichlich lebensvollen Schriften auch nur ein wenig lebendig geworden sind, weiß unmittelbar, daß diese höchste Geistigkeit sehr tiefe Wurzeln im Erdreich hatte. Die gefeierte Lehrerin der Mystik ist ein liebenswürdiges Kind ihrer Scholle.

Der Zug arbeitet sich in die Vorberge der Sierra de Gredos hinauf. Schwer und ernst liegen die Mauern des kastilischen Scheidegebirges, als wollten sie schon von weitem jeder Leichtfertigkeit den Zutritt weigern: hier ist die Stätte für Helden. Ein herber, kühler Lufthauch kommt von der Höhe. Die Gegend wird rauh. Sie ist besät von Basaltblöcken. War hier einmal der Kampfplatz von Giganten? — Wir müssen schon nahe bei Avila sein, aber noch ist nichts von der Stadt zu sehen. Ein einsamer Ziehbrunnen winkt in einiger Entfernung. Hier werden wohl zur Weidezeit die Herden getränkt. Ich muß an das anschauliche Gleichnis denken, mit dem Theresia den Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Gebet und dem mystischen Beten klar macht: Für gewöhnlich haben wir im Gebet selbst uns zu mühen und zu schöpfen, Eimer um Eimer; aber dann kann die Gnade unsere Gefilde überströmen, wie wenn selbsttätige Schöpfräder ihre Wasser sendeten; dann erblühen sie wie die Huertas, Spaniens Entzücken. Vielleicht ist Theresia als Kind aus der nahen Stadt bis zu diesem Brunnen gekommen, und sein Bild ist ihr geblieben. Wo aber mag sie zum ersten Mal das so viel lieblichere Schauspiel der wasserdurchströmten Fruchtgärten gesehen haben?

Der Zug macht eine scharfe Wendung, und da, auf einmal gibt das Bergland sein eifersüchtig gehütetes Geheimnis preis: Avila, die Stadt der Türme und der Helden, liegt vor uns. So lag sie schon da, als die stolzen Comuneros sich hier versammelten, um zum letzten Male die Freiheit der Städte, um das sterbende Mittelalter gegen die neue Einheitsgewalt des Königtums unter

Karl V. zu verteidigen. So winkte sie schon Jahrhunderte zuvor den Ritterheeren, wenn sie vom Norden heranzogen, um in der unbezwinglichen Bergfeste sich für die wilden Kämpfe zu rüsten, die alljährlich jenseits der Bergscheide, im „Neuen Kastilien“, gegen den Halbmond tobten. Ja, schon die Römer mögen die Stadt ähnlich erblickt haben. Denn die trostigen Mauern ruhen auf den römischen Fundamenten, und vielleicht waren es die uralten Vassäer, die den Grund legten. Die Stadt an den wichtigen Bergpässen hat eine große Geschichte. Darum kann sie nun darauf ruhen und schlafen.

Ist es nur Lässigkeit und Kräfteverfall, daß Avila und so manche der alten ruhmreichen Städte, vor allen Toledo, von ihrer einstigen Höhe herabgesunken sind? „Avila war bis zum 16. Jahrhundert eine blühende Stadt; die Vertreibung der Mauren am Ende dieses Jahrhunderts bedeutete ihren Niedergang.“ So lesen wir es in ungezählten Büchern und Reiseführern. Die gleiche Melodie wiederholt sich bei andern Orten. Man wird etwas misstrauisch dagegen. Es ist doch eine zu einfache Weise, sehr verschlungene geschichtliche Ergebnisse und Schicksale zu erklären. Dazu merkt man Absicht. Es ist vielen ein gern geglaubtes Dogma: die Mauren schufen blühendes Leben; die katholischen Spanier wußten damit nichts anzufangen. Und man fühlt sich im Bekenntnis dieses Dogmas auf der Höhe überlegener voraussezungloser Kultur! — Mir gibt es immer zu denken, daß die Mauren in ihrer nordafrikanischen Heimat so gar nichts von dieser Kulturkraft gezeigt haben. Auch die eigentlichen Araber, die im bestegten Spanien nur in ganz dünner Oberschicht saßen, verdanken die Blüte ihrer orientalischen Herrschäfts länder weit mehr den unterworfenen Kulturbölkern als ihrem eigenen Geiste. Sollte nicht in Spanien Ähnliches vorliegen? Leider hat die spanische Kulturgeschichte erst begonnen, in ernsthaftem Forschen dieser Frage nachzugehen, die doch die Volksehre so nahe berührt. Man darf sich nicht wundern, wenn auch da noch manches altgewohnte Urteil berichtigt wird. Die ersten wissenschaftlichen Ergebnisse deuten darauf hin.

Doch zunächst umsing mich ganz der Zauber des alten Avilas. Ich stehe vor dem grauen Dom. Es ist ein stiller Sonntagnachmittag, und schon spielen abendliche Lichter um den wichtigen Turm und die westliche Stirnseite. Das Gemäuer aber scheint es nicht zu merken. Es schaut so ernst drein wie ein ergrauerter Krieger, der Auslug in die Ferne hält. Ein wehrhaftes Mal ist der ganze Dom, der nach der endgültigen Wiedereroberung der Stadt (1091) in romanischem Stil neu erbaut wurde, ein Zeuge jener Zeit, wo auch die Frömmigkeit wehrhaft war. Das kommt am mächtigsten zum Ausdruck in dem Ostchor, das zugleich der älteste Teil der Kathedrale ist. Während sich sonst wohl die Hauptkirche in die Mitte der Stadt zurückzieht, hat sie sich hier an der gefährdetsten Stelle des Mauerrings aufgestellt, an der einzigen zugänglichen Ostseite, und sie hat gleich die Verteidigung übernommen: das schwere Granithor ist in die Wehrmauer eingebaut und erhebt sich mit Wehrgang und doppelter Zinnenkrone reckhaft im Kreise der acht Tore und der achtzig Türme.

Nach diesem Eindruck mag man sich nicht in Einzelschau verlieren. Langsam Schrittes gehe ich an der Außenseite die Stadtmauern entlang. Wo gäbe es einen ähnlichen Gang? Ich bin allein; aber es ist, als schritte mir

im eintönigen Takt der Zinnen und Türme die Reihe heldenhafter Geschlechter, die Geschichte der Stadt und des Landes, zur Seite. Nur an einer Stelle im Süden wird das Sinnen unterbrochen: Puerta de Santa Teresa. Ganz dicht beim Tore liegt ihr einstiges Warterhaus. Hier mag sie oft gestanden und über die Hochebene und in die dunklen Berge geschaut haben. Und eines Tages ging das Kind fort und wollte in verständig-unverständigem Drang ins Land der Mauren, um da für Christus Zeugnis zu geben und zu sterben. Doch die Maurenkämpfe waren vorüber. Ihr wartete ein anderes Martyrium. Aber sie war doch von der Art jener Frauen Avilas, die einmal, als die Männer ins Feld gezogen waren und der Feind unvermutet vor der Stadt erschien, auf diese Zinnen hier stiegen und Heim und Herd verteidigten.

Am frühen Morgen suchte ich Santa Teresa auf, um in der Nebenkapelle der Kirche, dem Geburtszimmer der Heiligen, die Messe zu lesen. Ich finde es bestätigt, was mir ein Bürger gesagt hatte, daß alles Volk die große Mitbürgerin ehrt. Es sind schon zahlreiche Andächtige versammelt. Die kleine Kapelle macht nicht gerade einen belebenden Eindruck. Es scheint alles so vergilbt, und es herrscht die Kultur der Papierblume. So fand ich es öfters in romanischen Ländern. Das Religiöse hat nicht immer seinen echten Stil gefunden. Um so lebendiger aber scheinen die Gemüter der Menschen. Und am feinsten zeigt sich das Leben bei den Hütern des Heiligtums, den Unbeschuhten Karmeliten. Das Haus der Familie Cepeda, aus der die Heilige stammt, ist in ein Kloster einbezogen. Ein Pater, der als der beste Kenner der alten Erinnerungen gilt, erläutert mir, was die Mauern zu erzählen wissen. Der kleine Binnenhof, der „Garten“, ist so recht der Ort, die wundervollen Kapitel der „Vida“ zu lesen, wo die Heilige von ihren Jugendtagen spricht. — Zu meiner Freude mache ich die Bekanntschaft mit P. Crisogono. Der junge Gelehrte wird bald als einer der besten Kenner des hl. Johannes vom Kreuz und seiner Mystik gelten. Er spricht mir von seinem Buche (inzwischen ist auch der zweite Band erschienen) und über das wissenschaftliche und literarische Lebenswerk des Kirchenlehrers der Mystik. Nicht ohne spanisches Temperament wendet er sich gegen die neuere Richtung, die zumal in Frankreich von einer vorgefassten Schultheologie her die Lehre des Heiligen über das Wesen der Beschauung einseitig ausdeutet und seine klare Scheidung von „erworbsicher Beschauung“ als gnadenreicher Krönung des gewöhnlichen Christenlebens und „eingegossener Beschauung“ als eines reinen Gnaden geschenkes verschleiern will.

Das alte Avila hat dem Fremdling noch so manches aus seiner großen Vergangenheit zu erzählen, von den Kirchen San Pedro und San Vicente, die beide noch aus dem 12. Jahrhundert stammen, von Santo Tomás, das durch die Katholischen Könige im 15. Jahrhundert gegründet wurde. Allenthalben stehen Gebäude mit alten Erinnerungen und öffnen sich Durchblicke durch die gewundenen Gassen und Ausblicke in das vorgelagerte Hochland und in die fühenen Berge. Ein Professor des bischöflichen Seminars bietet mir liebenswürdig seine Führung an. Er hat seine Studien in Rom an der Gregoriana gemacht; er will die Dankbarkeit gegen seine früheren Lehrer an einem ihrer Ordensbrüder beweisen. Wie unter solcher Führung Avilas Geschichte und Gegenwart lebendig wird!

Über alles das hat sich der Tag geneigt, und zu meinem Schrecken fällt mir ein, daß ich ja das Kloster der Encarnación draußen im Norden vor der Stadt noch nicht besucht habe. Morgen in der Frühe soll die Reise weiter gehen. Aus Avila scheiden und das Kloster nicht besucht haben, in dem die hl. Theresia den größten Teil ihres Lebens zugebracht, wo sie die entscheidenden Gnaden erhalten hat, wo noch heute so vieles an sie erinnert — das geht nicht. Mein Begleiter faßt einen verwegenen Plan. Zwar ist der Abend da, als wir vor der Klosterpforte stehen, aber bald ist die Türhüterin überredet, uns einzulassen. Und nun gibt es ein Verhandeln am Gitter: „Unmöglich; es ist schon Nacht.“ Ich höre die Gegenrede: „Über ein Deutscher, der morgen fort muß“ — ein Kopfschütteln — „ein Priester, ein Professor, ein Jesuit“ — alles hilft nicht. — „Er wird in Deutschland über die ‚heilige Mutter‘ schreiben“. Da ist das Herz bezwungen. Und nun macht sich der ganze Konvent auf, mit Kerzen, wie zu einer Prozession, um mir die Heiligtümer zu zeigen und zu deuten. Ich höre aus dem frommen Chor ein unterdrücktes Kichern. Es ist zu komisch. Und doch auch wieder ergreifend. Inzwischen ist der Hausgeistliche auf dem Plan erschienen. Und nun ziehen wir zu dritt mit Fackeln weiter durch die Räume, wohin die Schwestern uns nicht folgen können. Hier hatte die Heilige mit ihrem Schüler und Arbeitsgenossen in der Reform des Karmels, dem hl. Johannes vom Kreuz, die Unterredung über die heiligste Dreifaltigkeit, in der beide zur Ekstase erglühten und anbetend vom Boden empor schwelbten. Hier traf sie mit dem hl. Franz Borgia zusammen, der ihr über die innern Wege Aufschluß gab. Und nun ziehen wir in die weite Klosterkirche, die unter unsren Lichtern ein seltsames Leben anzunehmen scheint. Es ist, als würde die Welt der Gnaden, die hier einmal sich aufstät, wieder wach und wollte uns umhüllen.

Um folgenden Morgen sitze ich im „Mercantil“, der mich über das Gebirge nach Neukastilien tragen soll. Das gehört auch zu einer rechten Spanienfahrt, daß man im „Mercantil“ gesessen hat. Der „Mixto“, mit dem ich von Medina del Campo nach Salamanca fuhr, ist doch von Hause aus für uns Reisende eingestellt und nimmt die Reihe Kohlenwagen sozusagen nur aus Gnade mit; aber der „Mercantil“ gibt sich standesgemäß nur mit Güterwagen ab, da ist der Reisende nur ein Anhängsel. Das Leben wird allerdings bunt. Die Abteiltür geht auf. Zuerst schiebt sich ein großer gefüllter Sack, ein Bettüberzug hinein; dann kommt eine Familie Hühner, die sich willig unter die Bank stauen läßt; dann eine Anzahl Kinder, dann Körbe, Melonen, Wasserkorbsäcken, zuletzt die Erwachsenen. Das ist nach der Romantik von gestern abend die Wirklichkeit. Aber sie ist auch reizend genug. Dennoch bleiben meine Gedanken bei dem entzückenden Avila. Es liegt auf mir fast wie ein Vorwurf, daß ich den Konvent von St. Joseph nicht besucht habe. Das ist ja der erste Karmel der strengen Reform gewesen. Aber was soll man da sehen? Da ist alles in äußerster Schlichtheit und Armut, und alle Erinnerung an die Stifterin und alle Schönheit ruht hinter den Gittern, ruht in den Seelen. Noch steht vor mir jener hochgebildete, fromme Priester, der in mehreren Klöstern der Karmeliterinnen geistlicher Berater ist. „Wie ist denn eigentlich Ihr Eindruck von dem religiösen Leben in diesen Klöstern strenger Be-

schaulichkeit?“ Und er sagte mir fast feierlich: „Ich kann nur mit Ehrfurcht daran denken.“

Von dem 1100 Meter hoch gelegenen Avila hat der Zug noch etwa 300 Meter zu steigen, dann geht es in Windungen hinab, durch Pinienwaldungen, durch Wein- und Ölplantagen. Nach Süden dehnt sich die neuästilische Hochebene. Rechts steigen die ernsten Höhen der Sierra de Guadarrama auf. Und nun, als ob er aus diesen Bergen und aus diesem Ernste hervorgewachsen wäre, liegt vor uns das Wunderwerk sinngestaltender Baukunst, der Escorial. Natürlich habe ich vor ihm gestanden, ihn umschritten und durchwandert; aber dann hätte ich doch wieder zu dem Bilde zurückkehren mögen, das er aus der Ferne bot. So soll er in der Erinnerung stehen. Wie aus den Urgewalten emportauchend und an ihren dunklen Schicksalen teilnehmend. Und wenn auch über der schweren Granitkuppel das Kreuz ragt, es steht doch über schwermütigen Schicksalen, die gewaltiger sind, als wir kleine Menschen es fassen. Philipp II., Spaniens größter König, hat sich, ohne es zu wissen, ein Denkmal seines Lebens und Wesens gesetzt, ein Denkmal der spanischen Geschichte in ihrem Höhepunkte und ihrer rätselvollen Wende. Nicht umsonst hat er in diesem Riesenbau für seine Person nur wenige, schlichte Gemächer gewollt, denn er fühlte sich nur als Diener, aber sie mußten sich um das Heiligtum drängen. Er mußte aus dem Arbeitszimmer nach langer Regierungsarbeit für das Weltreich sich zum Altare flüchten können, er mußte in schlaflosen und leidvollen Nächten das Ewige Licht leuchten sehen, denn alles andere wurde so dunkel.

Er mußte in den stillen Chor der Mönche treten können, um höhere Harmonien zu hören und an sie zu glauben, Harmonien, die sich auf dieser Welt nicht verwirklichen lassen; er mußte vor dem Tabernakel Gleichmut finden, als ihm die Nachricht von dem Untergang der stolzen Armada gebracht wurde, oder als sich ihm am Ende seines enttäuschungsreichen Lebens der schmerzliche Ausruf entrang: „Ich habe Königreiche, aber ich habe keinen König für sie.“

Der Palast ist ein Grabmal der Könige. Da wurden sie in der Krypta unter dem Hochaltar zur Ruhe gelegt, in schweigender Reihe, einer unter dem andern in der Wand, angefangen von Karl V., wie wenn ein jeder auf höheren Wink gehorsam an seinen Platz getreten wäre. Die ganze Linie hat eine erschütternde Runenschrift spanischer Geschichte der Neuzeit.

Madrid — mir scheint es so klein und unbedeutend, da ich vom Escorial her komme. Ich sehe in ihm keine Seele; die wohnt ganz in dem ernsten Schweigen des Klosterschlosses. Sicher, die Residenz hat ihren Glanz, wie so viele andere auch. Wahrscheinlich würde man bei längerem Aufenthalt in der Madrider Gesellschaft auch Eigentümliches und Anziehendes entdecken; aber einstweilen sehe ich nur die Allerweltgrößtstadt, und die langweilt. Aber die unvergleichliche Bildersammlung des Prado? Ach, schon der Name „Samm lung“ klingt so leblos und bedrückend. Sicher, ich habe sie gesehen; aber was sie und das archäologische Nationalmuseum von der spanischen Seele zu künden haben, werde ich in bedeutsamer Anordnung in der Ibero-Amerikanischen Ausstellung von Sevilla und im Palacio Nacional der Weltausstellung von Barcelona wiederfinden. Dennoch denke ich gern an Madrid zurück, weil es mir neben lieber Gastlichkeit wertvolle Bekanntschaften schenkte.

Wenigen Besuchern von Madrid wird es einfallen, zum Instituto Católico de Artes e Industrias zu gehen. Und doch lernt man da vom heutigen Spanien und seinen Kräften mehr als auf den Paseos und Avenidas. Freilich muß man den rechten Führer haben. Mir schenkte der Gründer und Leiter dieses merkwürdigen Institutes einen ganzen Vormittag. P. del Pulgar, aus einer Familie spanischer Granden, einer der angesehensten Physiker des Landes, ist zugleich ein warmer Freund der Arbeiter. Und er ist es, weil er sein Vaterland und seine Kirche liebt. Er begann vor etwa zwanzig Jahren mit Lehrkursen für Arbeiter. Heute stellt das Institut, das von Jesuiten geleitet wird, ein eigenartiges Zusammenwirken von Lehrgängen und Lehrwerkstätten, von elementarer und höherer Arbeiter- und Ingenieurschule dar, das fährlieh an die 800 erlesene Zöglinge vereint und zu gebildeten Arbeitern, Monteuren, Werkmeistern, Ingenieuren des Maschinenbaus und der Elektrotechnik heranzieht. „Eine Arbeiterbewegung wie bei Ihnen in Deutschland ist bei uns noch nicht möglich; aber aus unserer Schule sind 6000 gelernte Arbeiter und 300 Ingenieure hervorgegangen, die heute in allen wichtigeren Betrieben des Landes die Ideale des Instituto Católico vertreten.... Der katholische Arbeiter in Spanien muß zuerst in den Stand gesetzt werden, eine Familie zu gründen. Verstehen Sie mich, eine katholische Familie. Er muß etwas können; er muß sich achten und auf sich vertrauen. Und dabei muß er wissen, daß zum Arbeiten das Beten gehört: ora et labora; nicht als zwei Dinge nebeneinander, sondern als der eine Gottesdienst, der Dienst in Kirche und Vaterland. Unser Diplom ist heute überall eine Empfehlung. Die Anmeldungen ins Institut übersteigen um ein Vielfaches die Aufnahmemöglichkeit. Die Sozialdemokraten gaben zuerst die Lösung aus: Nieder mit dem Institut! Sie haben den zuglosen Kampf aufgegeben, achten uns und rechnen mit uns. Die Regierung, die lange kühl beiseite stand und dann durch ähnliche Anstalten — freilich vergeblich — uns das Wasser abgraben wollte, tritt nun voll für uns ein.“ 1919 machte der König seinen Besuch in aufrichtiger Herzlichkeit. „Ich bin überzeugt“, sagte er, „Spanien wird groß werden; und um Spanien zu dieser Größe zu führen, muß ich auf Euch alle zählen können. Ich weiß, daß in keinem Augenblicke auch nur ein einziger von Euch mir fehlen wird.“

So erzählte mir der merkwürdige Ingenieur im Priesterkleide, während wir durch die lange Flucht der Säle und Laboratorien, durch die Werkstätten und Maschinenräume gingen. Dabei begrüßte er eben einen jungen Praktikanten, erkundigte sich bei einem Werkmeister, sagte dem Lehrjungen ein freundliches Wort. Man merkte, hier weht Gemeinschaftsgeist. Die Ingenieure und Studenten arbeiten unmittelbar für die Werkstätten, und die Arbeiter wissen: sie gehören zu uns. Und alle umschlingt das Band religiöser Weihe der Arbeit und das Bewußtsein, daß ein jeder an einem großen Werk mithilft. Jedes Jahr machen alle zusammen Exerzitien, und häufige apologetische und soziale Kurse sorgen dafür, daß die Religion nicht im Kirchenraum stecken bleibt. — „Wie handhaben Sie denn die Aufsicht in einem so verzweigten Betriebe?“ frage ich. „Wir brauchen keine Aufsicht. Das ist unser Stolz. Das gegenseitige Vertrauen muß alles ersezgen. Und ich bin gut damit gefahren. Ich habe in all den Jahren noch nie eine Veruntreuung gehabt.“

Und wieder muß ich an San Esteban in Salamanca denken: Nun sehe ich die Hochburg spanischer Scholastik neben dem modernen Bau des Instituto. Und es ist wieder ein Sinnbild. Es war mir oft in Gesprächen mit Spaniern der Gedanke gekommen, daß das katholische Spanien in seinem Neuerwachen sich darauf besinnen müsse, was es aus seinem besten Wesen für die gesamteuropäische Kultur beizutragen habe. Und da ist es doch kein Zweifel, daß der spanische Geist nach Ausweis seiner größten und fruchtbarsten Zeit den Beruf hat, die metaphysischen Tiefen der Menschheitsfragen zu ergründen. Spanien wird schon anknüpfen müssen an seine eigene große Vergangenheit. Es könnte eine beklagenswerte Abirrung werden, wenn es in erster Linie mit den andern Völkern darnach streben wollte, in Naturwissenschaft und Technik hinter keinem zurückzubleiben. Nein, San Esteban, und was es an Idealen verkörpert, wird schon in den Wappenschild des kommenden Spaniens gehören. Aber die sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen des spanischen Geisteslebens müssen großenteils erneuert und weiter ausgebaut werden. Dazu weist das Madrider Instituto den Weg. Ubrigens sind auch eine Reihe anderer sozialer Werke im Gange. Ihr klar ausgesprochenes religiöses Gepräge ist echt spanisch. Und das ist wahrhaftig kein Aburteil.

Mein zweiter Besuch in Madrid galt der führenden katholischen Zeitung „El Debate“. Ich weiß nicht, ob man in der weiten Welt einen vollkommeneren katholischen Journalisten findet als den echt frommen und echt patriotischen Leiter dieses Blattes, Dr. Herrera. Er faßt seine Arbeit als Sendung im Namen des katholischen Glaubens auf. Er weiß sie aber auch hineingestellt in die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge, wie sie der unvergeßliche Marcelino Menéndez y Pelayo wieder aufwies. Dr. Herrera ist ein Schüler dieses großen Gelehrten, und die Lösung des Meisters, die gegenwärtige Stunde habe den Beruf, Spaniens geistige Zukunft an seine beste Vergangenheit zu knüpfen, lebt in dem Kreise, dessen Mittelpunkt Herrera ist, als heiliges Vermächtnis. Es ist in Wahrheit eine Tafelrunde von Rittern des Geistes ohne Furcht und Tadel. Wie leuchten die Augen des jungen Direktors, da er mit verhaltener Glut sagt: „In fünfzehn Jahren wird die neue Generation eine Macht im öffentlichen Leben sein.“ Dabei hat er nichts von einem Schwärmer an sich. Er kennt die Widerstände, auch unter den Katholiken, von denen manche hartes Abweisen aller geistigen Bedürfnisse einer neuen Zeit mit katholischer Festigkeit verwechseln. Eine Haltung, die seelisch nach all den Ausschreitungen eines hohlen Liberalismus sehr wohl zu begreifen ist, aber darum in einer Stunde, wo die Führung nur durch den Erweis besserer Leistung zu erringen ist, nicht weniger verhängnisvoll sein würde. Wie sich doch ähnliche Strömungen in allen Ländern wiederholen! — Auch gegenüber der Ara Primo de Rivera finde ich meinen Auskunftsgeber durchaus unabhängig. Er hat Anerkennung und hat Bedenken. Was diese junge Generation erstrebt, ist größer als ein Mann und ein System, es ist Spaniens Auferstehung aus seinem eigenen Geiste.

Nun bin ich in Toledo, der uralten Königstadt hoch über dem Tajo. Ich bin zuerst ziellos durch die engen und krummen Gassen von einem Ende zum andern gewandert und wieder hin und her: und schließlich bleibe ich verwirrt

unter diesem unfaßbaren Eindruck. Es ist mir gleich peinlich klar, es ist vergebens, in der kurzen Zeit eines Tages zu einem einheitlichen Bilde zu kommen und es als persönlichen Besitz heimzutragen. Wo in aller Welt tritt einem so auf engstem Raum die Geschichte von Jahrhunderten, die Geschichte von Völkern und Kulturen gleich mächtig und schicksalsschwer entgegen? Man hat Toledo das historische Museum Spaniens genannt. Das aber ist gerade das Unrecht, das man der Stadt und ihren Erinnerungen antut — und dem Besucher. Denn tatsächlich ist Toledo so etwas wie ein Museum für die Besucher Madrids geworden. Eines neben den vielen andern. Täglich bringen bequeme Schnellzüge und Kraftwagen die Besucher. Es fehlen nur noch die Katalognummern an den Kirchen und Klöstern und alten Moscheen, an den Toren und Gemäuern, an all den ungezählten Grabmälern und Kunstwerken. Aber das alles ist doch nicht „aufgestellt“ worden, sondern es wuchs in einer einzigartigen wechselvollen Geschichte und kündet davon bis auf den heutigen Tag! Und das gilt es zu erleben.

Dass die Vergangenheit noch leben will, noch schüchtern um lebendiges Gedanken bittet, scheint dem Wanderer das Ewige Licht zuzurufen, das an der Puerta del Cristo de la Luz ihm seltsam zwinkt. Es leuchtet zu Ehren des Kreuzes, das man in der Maurenzeit hier versteckt hatte. Beim siegreichen Einzug Alfons' VI. soll das Pferd des ruhmreichen Cid vor dem verborgenen Heiligtum auf die Knie gefallen und es dadurch kundgemacht haben. Die kleine Moschee nebenan wurde deshalb zur Kapelle geweiht. Heute aber steht diese ehrwürdige Gebetsstätte entweiht da, wie wenn die heutige Zeit nichts Besseres zu tun wüßte, als die maurischen Inschriften und die noch älteren Säulen aus der Gotenzeit zu bewundern.

Zwei Gebäude überragen die wirren Straßen und Gassen: die Kathedrale und der Alcázar. Sie reden davon, dass Toledo zwiefach Residenz war, weltlich und geistlich. Aber die weltliche ist völlig verblichen. Der Alcázar, auf der höchsten Stelle der Stadt thronend, da wo einst das Römerkastell lag und die Gotenkönige und die maurischen Emire ihre Burg hatten, wo nach der Wiedereroberung der Cid als Statthalter waltete und später die Könige residierten, ist heute nach manchem Brände und Verfall eben ein weitläufiges Gebäude, das als Militärschule dient; nur aus der Ferne scheint es noch von alter Herrlichkeit umflossen. Der Dom aber, die Primatialkirche Spaniens, hegt die religiöse Geschichte von anderthalb Jahrtausend. Die Inschrift im Kreuzgang redet von der Kirche, die der Gotenkönig Reccared hier zu Ehren der seligsten Jungfrau errichtete (587). Im dämmrigen Seitenschiff lehnt an einem Pfeiler das Heiligtum de la Descension. Hier, wo der Hauptaltar der ältesten Kirche stand, verehrt man die Erscheinung der seligsten Jungfrau, die dem hl. Ildefons, dem Verteidiger der Unbefleckten Empfängnis, ein Meßgewand überreichte. So ist es fromme Legende aus jener Zeit, da Toledo die lange Reihe der Nationalkonzilien sah und Spanien religiöser Geseggeber auch für die Gesamtkirche wurde. — Und nun die Denkzeichen und Grabmäler der großen Erzbischöfe, die als die mächtigsten Männer des Landes die Kirche und oft genug den Staat regierten. Der einzige Name des Kardinals Jiménez, des Ratgebers der „Katholischen Könige“, des Baumeisters am Bau des neuen Spaniens und Reformators der Kirche

um die Wende des 15. Jahrhunderts, sagt uns, was ein Erzbischof von Toledo sein konnte.

Und noch heute will Toledo der religiöse Mittelpunkt des Landes sein. Gerade auf diesen Tag hat der Kardinal Vertreter aus allen Teilen berufen, um über die Wege der „Katholischen Aktion“ zu beraten. Einer der Geladenen führt mich in diese bedeutungsvolle Arbeit ein; als Mitglied des „Fomento Social“ für soziale Belehrung und Aufklärung im Lande überschaut er die Dinge. Man hat den Eindruck: Toledo will nicht nur große Vergangenheit sein. Mit etwas Wehmut verlasse ich die einzige Stadt. Gern hätte ich den Rundgang auf dem andern Ufer des Tajo gemacht, um diese Herrlichkeiten dem Gedächtnis tiefer einzuprägen. Aber ich mußte südwärts.

Córdoba! Wie es das Gemüt durchzuckt, wenn der Name am Zug ausgerufen wird. So etwas darf doch eigentlich nur im Traum bestehen: Córdoba, Sevilla, Granada und all die andern Geheimnisse des Südens. Schon ein Bahnhof scheint alles zu entweihen. Damit ist es ja auf die Ebene herabgezerrt, auf der Berlin und Hamburg und Leipzig liegen. — Aber auch ohne Bahnsteig, zudringliche Droschkentütscher und Gepäckträger war ich über Córdoba enttäuscht. Das ist ja ein Dorf, während die Phantasie sich in der Märchenstadt der Kalifen wähnte und den Glanz westarabischer Hochkultur genoß. Freilich zählt die Stadt auch heute wieder 80 000 Bewohner, aber sie scheinen in vollendetem Bedeutungslosigkeit zu hausen. Und auch Córdobas Wunder aus der Maurenzeit, die Mezquita, ist zunächst für mich eine Enttäuschung. Ich hatte es oft gelesen: Hauptwerk der islamischen Baukunst des ganzen Westens, eine der größten Moscheen der Welt. Und in der Tat, wenn man zuerst das Riesenrechteck der zinnengekrönten Außenmauern (130 × 180 Meter) umgeht, steigt die Erwartung aufs höchste. Aber schließlich, was birgt denn diese niedrige Halle von kaum 11 Meter Höhe für eine bauliche Idee? Gegen tausend Säulen — man sagt, aus antiken und christlichen Gebäuden entnommen — bilden einen Wald von Schäften und geben mit den Hufeisenbögen, die sie tragen, ein eigenartiges Spiel, wie wenn einer von den eintönigen, schwermütigen Gesängen, wie man sie im Morgenlande hört, hier an der Decke erstarrt wäre. Sicher, die Holzdecken mit ihren ursprünglichen Farben und die Gebetsnischen mit ihren seltsam hängenden Kerbgewölben und ihrem reichen byzantinischen Mosaikschmuck müssen einst auf das Gemüt tieferen Eindruck gemacht haben; aber das alles macht noch keine große Kunst aus. Schon die Tatsache, daß die Kalifen aus der Omajjadendynastie von Abderrahman I. (756—788) bis Al Mansur (gest. 1002) in dreimaliger Erweiterung einfach nach Bedürfnis Reihen von Querschiffen hinzufügen konnten, zeigt, wie wenig hier ein einheitlicher Gedanke sich eine Form geschaffen hatte. Darum will mir auch die alte und immer wiederholte Klage nicht eingehen, daß mit dem Einbau der christlichen Kathedrale (im 16. Jahrhundert) der Eindruck der Moschee zerstört sei. Im Gegenteil, nun ist das alte Bauwerk durch den Gegensatz erst recht bedeutsam geworden; es bekommt jenen Sinn, der uns aufgeht, wenn ein großes Schicksal in ernsten Zeichen schweigend vor uns steht.

Es ist Sonnagnachmittag, und eben verhallen die letzten Klänge der Vesper. Sie gehen noch wie suchend durch den Säulenwald. Da habe ich, einsam in

der Moschee hin und her schreitend, mich von ihnen fragen lassen. Wie da die Jahrhunderte und die Menschenzeiten und die Menschenschicksale ergreifend Widerhall geben! Ich stehe vor der Capilla Mudéjar de San Fernando, die im 14. Jahrhundert über der alten christlichen Königsgruft von maurischen Bauleuten errichtet wurde. Ich gebe mich lange dem Eindruck des Mihrab, der Gebetsnische, hin, die Hakim II. erbaute. Hier war der religiöse Mittelpunkt der westlichen islamischen Welt. Und Córdoba war auch für lange Zeit der geistige Mittelpunkt des gesamten Westens. Und gerade die Moschee sah nach mohammedanischer Art nicht nur die frommen Pilger, sondern gab in ihren Säulenhallen auch den Gelehrten mit ihrer Jüngerschaft Obdach; sie war zugleich die Universität. Ich trete in den weiten Vorraum des „Orangenhofes“ hinaus. Wie ist es jetzt so still hier! Einstmals flutete es von bunten Menschenmengen, die sich nach langer Fahrt ausruhten, die an den Brunnen die heiligen Waschungen vornahmen, um dann zum Ziel ihrer frommen Wallfahrt, zum Mihrab, hinzutreten. Und wieder bin ich zurückgegangen durch die Säulen bis dort, wo das Ewige Licht brennt. Da habe ich in seinem Schein das Geheimnis der Mezquita gelesen.

Am Abend bin ich noch durch die Altstadt gewandert. Man hat gesagt, wenn die ehemaligen Bewohner der Maurenzeit wiederkämen, würden sie ihre Wohnungen gleich erkennen. In der Tat, wenn man durch die engen gewundenen Gäßchen schreitet und in die wundervollen Binnenhöfe mit ihrem ganz orientalischen Gepräge schaut und die schwarzaugigen Menschen beobachtet, weiß man einen Augenblick nicht, wo man denn in Zeit und Ort steht. Hier, an einem so gewaltig geschichtlichen Punkte, scheint alle Geschichte und räumliche Besonderheit ins Wesenlose zu zerfließen. Es umfängt uns ein seltsames Träumen. Was ist das, der Mensch, sein Kommen und Gehen, sein Kämpfen und Lieben? — Es hat sich inzwischen weiche, warme Nacht über alles Sichtbare gelegt. Sie legt sich auch über alle Menschengeschichte. Nur ein Licht dringt ruhig hindurch und zeigt Sinn und Weg: das Ewige Licht, wie es dort durch die Säulen der Mezquita vom Altare Christi leuchtet.

Ernst Böminghaus S. J.